Das Kind in der amerikanischen Kultur

Autor(en): **Elsener, Josef**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **45 (1958)**

Heft 14: **Amerikanische Schule I**

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-536577

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Halbmonatsschrift für Erziehung und Unterricht

Olten, den 15. November 1958 45. Jahrgang Nr. 14

Schweizer Schule

Amerikanische Schule I

Das Kind in der amerikanischen Kultur

Josef Elsener SMB, S. H. Rectory, New York

«Wie unerzogen und rücksichtslos die Amerikaner Kinder sind! Im Bus und in der Untergrundbahn besetzen sie die Sitzplätze und machen keinem Erwachsenen und nicht einmal alten Leuten Platz!» so klagen immer wieder Europäer, die sich in den Vereinigten Staaten aufhalten. Dabei übersehen sie, daß nicht etwa das Kind sich den Platz im Autobus frech erobert hat. Vielmehr hat ihm die eigene Mutter den Platz angewiesen, und sie selbst steht neben ihrem kleinen Joe oder ihrer kleinen Patricia. Und all die mitfahrenden Amerikaner lächeln dem Kinde freundlich zu. Es scheint für den Amerikaner offenbar selbstverständlich zu sein, daß das Kind, und nicht etwa der Erwachsene, den Ehrenplatz einnimmt – nicht bloß im Bus, sondern überall im amerikanischen Alltag. Das amerikanische Leben dreht sich um ‚Little Joe, den ungekrönten König'.

‚Alles für Ihr Kind', steht auf den Reklameschildern der vielen Kleidergeschäfte, die nur Kinderartikel führen: von Strampelhosen für das Baby über vollständige Wildwest-Cowboy-Ausrüstungen für die Buben bis zu Tanzkleidern für die Primarschulmädchen. ‚Alles für mein Kind' ist aber auch die Losung für den amerikanischen Vater und die amerikanische Mutter. Die Eltern sehen ihre Aufgabe darin, Schritt für Schritt dem Kinde alle Hindernisse auf dem Wege zu freier und sorgenloser Entfaltung wegzuräumen, denn ‚freie Entfaltung' ist die Zauberformel, die in jedem Kind unfehlbar die herrlichsten Anlagen zum Vorschein kommen läßt und Gewähr bietet, daß das Kind nach einer glücklichen Jugend eine noch erfolgreichere Zukunft haben wird.

Die Errungenschaften moderner Technik, wie elektrisches Kochen, moderne Kücheneinrichtungen, Kühlschränke, Waschmaschinen, haben der amerikanischen Mutter viele Hausarbeiten abgenommen, so daß sie bedeutend mehr Zeit ihrem Kinde widmen kann. Aber auch der Vater schenkt seinem Kind viel Zeit und Aufmerksamkeit. Daß er geradezu mit Stolz sein Kind im Kinderwagen spazierenführt, ist ja bereits sprichwörtlich. Er ist aber auch mit Feuereifer dabei, wenn es gilt, mit seinen Kindern im Freien Ball zu spielen.

Die Sorge der Eltern für ihr Kind beginnt schon früh. Weil sie gehört haben, daß die ersten Lebensjahre des Kindes von entscheidender Bedeutung für dessen Formung sind, verschlingen sie eine Flut von Literatur über Kinder und Kindererziehung. Die Mutter geht mit ihrem Kinde, bis es ein Jahr alt ist, durchschnittlich jeden Monat einmal zum Kinderarzt und läßt sich von ihm genau unterrichten, was ihr Kind leiblich und seelisch gerade nötig hat. Eine Mutter kann am besten zeigen, daß sie um das Wohl ihres Kindes besorgt ist, wenn das Kind von körperlicher Gesundheit strotzt. Es ist erstaunlich, wie gutgenährt die amerikanischen Kinder aussehen und welch hoher Prozentsatz unter ihnen für unsere Begriffe geradezu übermäßig fett ist. Untersuchungen haben gezeigt, daß diese Kinderfettheit meistens nicht auf schlechte Drüsentätigkeit, sondern einfach auf Überfütterung zurückzuführen ist. Diese Überfütterung wird durch das beständige Eiscrème-

Schlecken und Süßigkeiten-Lutschen des Kindes noch gefördert. Da es der Gesundheit zu mindest nicht schadet, sehen die Eltern keinen Grund, diese Annehmlichkeiten dem Kinde zu verweigern.

Den Kindern etwas zu verweigern, bringen die Eltern kaum übers Herz, besonders dann nicht, wenn sie von ihrem Kinde hören müssen, daß es den Nachbarskindern auch nicht verweigert wurde. An den Nachbarskindern orientieren sich die Eltern in Erziehungsfragen. Das eigene Kind soll es nicht schlechter als die Kinder des Nachbarn haben. Es soll nicht an Minderwertigkeitsgefühlen und Komplexen leiden, weil es Dinge nicht haben kann, die die anderen besitzen. Nicht nur ist das Kind gleich und ebenbürtig mit seinen Nachbarn und Kameraden, es soll sich auch als solches benehmen. Es soll sich nicht von den anderen fernhalten; es soll mitmachen mit den andern, kein Spielverderber sein; es soll sich anpassen und einfügen. Nur dann wird es bei seinen Kameraden und Kameradinnen beliebt sein. Beliebtheit bei den Altersgenossen ist der Maßstab einer erfolgreichen Erziehung und wird mit allen Mitteln gefördert.

Die Schule steht hier auf der Seite der Eltern. Viermal im Jahr bringt der Schüler die ‚Reportkarte' heim. Darin gibt eine erste Gruppe von Noten Auskunft, ob das Kind die sozialen Tugenden übt: ob es gelernt hat, mit anderen zu arbeiten und zu spielen, ob es sich einfügen kann, ob es Rücksicht nimmt auf die anderen usw. Die Leistungen in Rechnen, Schreiben, Lesen usw. stehen erst an zweiter Stelle. Auch im Lehrplan ist ein breiter Raum der Pflege dieser sozialen Tugenden eingeräumt: man veranstaltet Gemeinschaftsspiele. Man feiert eine kleine Party am Geburtstag eines jeden Klassenkameraden. Man wählt ‚das beliebteste Mädchen' oder ‚den beliebtesten Bub' in der Klasse. Jede Klasse übt jährlich ein Theater ein, zu dem die Eltern eingeladen werden. Jede Schule hat ihre eigenen Korbball- oder Baseball-Teams oder gar eine eigene Knabenmusik. Selbst Tanzstunden stehen oft auf dem Programm. Der Bub oder das Mädchen, die sich in diesen Dingen auszeichnen, sind beliebt, sie haben Erfolg. Und das macht auch die Eltern froh. Sie können daraus ablesen, daß ihre Sorge und ihr Aufwand für das Kind nicht vergebens war.

Wenn der Bub und das Mädchen zu ‚Teenagers' heranwachsen (die Jahre zwischen zwölf und neunzehn), beginnt für sie die Sitte des ‚Dating', das heißt: der Bub lädt ein gleichaltriges Mädchen ein, mit ihm den Abend im Kino, beim Tanz oder bei einem Spaziergang zu verbringen. Das spielt sich zumindest einmal in der Woche ab, und dabei sucht der Bub immer wieder eine andere Partnerin. Die Eltern sind neugierig zu wissen, ob ihr Sohn das populärste Girl ausgeführt oder ob ihre Tochter eine möglichst große Zahl von Einladungen für ein ‚Date' erhalten hat. ‚Dating' ist also nicht, wie wir vielleicht zu glauben geneigt sind, eine trotz elterlichen Protestes unausrottbare ‚amerikanische Unsitte', sondern wird, gerade weil erfolgreiche ‚Dates' des Sohnes oder der Tochter irgendwie auch eine Genugtuung für die Eltern sind, von diesen öfters noch gefördert. Und wenn dann eines Tages der Vater seine glückliche Tochter an den Stufen des Altares mit einem Kuß an den jungen erfolgreichen Doktor Jones zur Hochzeit ‚weggibt' (wie der Amerikaner sagt), sieht er sich überreichlich belohnt für die langen Jahre, in denen sich sein ganzes Denken und Mühen nur um sein Kind gedreht hat.

Wenn wir nach den Gründen fragen, warum die amerikanische Kultur so sehr auf das Kind hin orientiert ist, könnte man darauf hinweisen, daß viele Ergebnisse der Wissenschaft der Psychologie und selbst Psychoanalyse – Sigmund Freuds Werke sind in Taschenausgaben erschienen – heute schon Allgemeingut geworden sind. Der Gedanke, welchen Einfluß die Erziehungsmethode auf das seelische Leben des Kindes haben könnte, leitet heute vielfach auch einfache amerikanische Eltern in der Erziehung, während frühere Generationen von Eltern sich einfach sagten: «Unsere Eltern haben uns so erzogen; also wird es auch für meine Kinder das Richtige sein!»

Einen wesentlichen Einfluß auf die heutige Orientierung des amerikanischen Lebens auf das Kind haben aber sicher auch die Einwandererwellen des 19. und der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts ausgeübt. Wir vergessen oftmals zu leicht, daß Amerika ein Einwandererland gewesen ist, oder wie der Historiker Oskar Handlin sagt: «Ich dachte daran, eine Geschichte der Einwanderer in Amerika zu schreiben, bis ich feststellte, daß die Einwanderer *die* amerikanische Geschichte sind.» Alle 180 Millionen Amerikaner sind Einwanderer oder Nachfahren von solchen. Die Zahlen sind eindrücklich genug: Zu den etwa 3 Millionen meist englischen Kolonisten, die die Vereinigten Staaten im Jahre 1789 gründeten, gesellten sich im Laufe von etwas mehr als hundert Jahren 35 Millionen Europäer: 4,5 Millionen Iren, 4 Millionen Engländer, 6 Millionen von Zentral-

europa (Deutsche, Holländer, Schweizer usw.), 5 Millionen Italiener, 3 Millionen vom Balkan usw. Weitaus der größte Teil von ihnen sah seine Einwandererträume nie erfüllt. Anstatt irgendwo im ‚Lande der unbegrenzten Möglichkeiten' unter herrlichen Bedingungen das alte Handwerk oder den Bauernberuf weiter auszuüben, gelangten die meisten nie über die Ankunftshäfen und Industriezentren der Ostküste hinaus. Sie fanden Arbeit in den Minen, Fabriken und Spinnereien oder beim Baugewerbe oder Eisenbahnbau. Jede neue Welle von Einwanderern mußte zu unterst anfangen, unter schlechtesten Bedingungen arbeiten und in Slum-Verhältnissen wohnen. Sie konnten sich nur allmählich verbessern und aufsteigen, wenn neue Einwanderer eintrafen und die untersten Stellungen übernahmen. Zu den ökonomischen und sozialen Schwierigkeiten kamen die psychologischen: der Einwanderer fand sich in seiner neuen Umgebung nur schlecht zurecht. Die meisten waren der englischen Sprache unkundig. Die irischen und italienischen Katholiken und die Juden aus Zentraleuropa und dem Balkan fühlten sich in der überwiegend protestantischen Umwelt als unbeliebte und oftmals gar gehaßte Fremdlinge.

Diese erste Generation mußte einsehen, daß sie niemals ‚echte' Amerikaner werden konnten. So erwachte in ihr das Verlangen, wenigstens in den eigenen Kindern die unerfüllten Träume verwirklicht zu sehen. Die Einwanderergeneration mußte sich darauf beschränken, den Boden zu bereiten, damit es die Kinder einmal besser haben würden. Der Einwanderer schaffte und sparte für die nächste Generation.

Diese zweite Generation hatte es aber kaum leichter denn die erste. Was sie zu Hause von den Einwandereltern lernte, war im Widerspruch zum Leben unter den amerikanischen Kameraden und in der Schule. Sie empfand die Verbindung mit der alten Kultur, repräsentiert in den Eltern, als eine Last, die sie kaum abschütteln konnte. Auch ihr konnte der Schritt zur vollständigen Amerikanisierung nicht gelingen. So war der Blick wiederum auf das Kind gelenkt. Doch in der Erziehung dieser dritten Generation war für die Eltern nicht mehr die Tradition (des europäischen Auswandererlandes) der Maßstab, sondern der Amerikaner. Man schaute nicht rückwärts, wie die Eltern es gemacht hatten, sondern nach rechts und nach links, auf die ‚echten' Amerikaner. Die dritte Generation lernte, sich durch die Anpassung an die Altersgenossen zu amerikanisieren und nicht durch fremdartige Eigenheiten aufzufallen.

Heute ist diese (dritte und teilweise bereits vierte) Generation herangewachsen. Das spezifische Problem des Einwanderers ist gelöst. Der Einwanderer ist vollständig Amerikaner geworden. Was geblieben ist, ist die Orientierung der amerikanischen Kultur auf das Kind.

Geformt wurde damit aber auch eine ganz anders geartete Jugend Amerikas. Solange der puritanische Protestantismus der englischen Kolonisten vorherrschte, wurde der amerikanischen Jugend auch dessen Ethik eingeimpft: Individualismus, Unabhängigkeit, harte Arbeit, Sparsamkeit, Konkurrenzkampf. Heute haben die Einwanderergenerationen dieses puritanische Ideal weitgehend verdrängt. Die heutige amerikanische Jugend ist nicht revolutionär. Sie hat es auch gar nicht zu sein, denn sie hat erreicht, wozu die Generation der Großeltern und Eltern sie erzog. Das Ideal für den jungen Amerikaner heute ist es, sich ins Ganze einzufügen, einfach einer unter den vielen zu sein, die den ‚American way of life' voll genießen. Verschiedene Untersuchungen in neuester Zeit zeigen, daß der ins Berufsleben tretende Amerikaner einen durchschnittlichen, aber sicheren Posten einer erfolgswinkenden, aber riskierten Karriere vorzieht. Team-Geist, Sicheinfügen, Zusammengehörigkeitsgefühl werden höher geschätzt als individualistisches Draufgängertum und abenteuerliches Erfolgsstreben.

Die amerikanischen Einwanderergenerationen haben mit Schweiß und Sorge ihren Kindern ein Land des Überflusses erworben. Den Kindern der heutigen Generation wird so ein Reichtum in den Schoß gelegt, ohne daß diese sich selber dafür abmühen müssen. Die amerikanische Jugend von heute hat gelernt, sich dieses Besitzes zu erfreuen. Sie hat aber zu wenig gelernt, mit diesem Besitz zu arbeiten und Wucher zu treiben. Vor drei Jahren erfuhren die Amerikaner aus dem Munde von Präsident Eisenhower mit Staunen, daß ihre Kinder 49,2 Prozent schwächere und weniger trainierte Muskeln als die Europäerkinder besitzen. Vor einem Jahr, beim Abschuß der russischen Satelliten, mußte die Nation mit Schrecken feststellen, daß dies nicht bloß in bezug auf Muskelstärke der Fall war, sondern daß auch die intellektuellen Anlagen der amerikanischen Jugend zu wenig angestachelt und ‚trainiert' wurden. Seither ist die Kritik am eigenen Erziehungssystem nicht verstummt.